

Wie werden wir uns wiederfinden?

Predigt zur Oper Königskinder von E. Humperdinck am Theater Münster

20. Oktober 2024, Apostelkirche

Pfarrer Dr. Christoph T. Nooke

Liebe Gemeinde,

„Wie werden wir uns wiederfinden?“, so steht es ganz zu Beginn der Oper auf den Schildern, die der Kinderchor emporreckt. „Wie konnte es soweit kommen?“, diese Frage stellt sich, wenn wir den Weg der Königskinder durch die 3 Akte der Oper verfolgen.

In einer dystopischen Landschaft voller Müll, abgewrackten Autos, Fahrrädern, Kühlschränken und ausrangierten Matratzen tun die Königskinder ihren letzten Atemzug. Schnee bedeckt die Bühne, alles scheint kaputt und vergangen. Abgewirtschaftet ist diese Szene, einsam, traurig, aussichtslos. Ein Gedanke an Wiederfinden, an Gemeinschaft strahlt weder das Bühnenbild noch die dichte, dann bald verklingende Musik dieser Szene aus. Winter, Dunkelheit, Untergang, Ende, Tod.

Wie konnte es soweit kommen? Und was hat sich da alles verloren? Fast alles, könnte man sagen. Die Oper Königskinder thematisiert genau das: Wie sich in den unterschiedlichen Hinsichten und unterschiedlichen Dimensionen Menschen, Hoffnungen, Weltanschauungen, Gefühle verloren haben, auseinandergerückt sind und sich die Frage stellt: Wird das jemals wieder zusammenfinden?

In spätromantischer Wald-Idylle begegnet uns zu Beginn ein frühlingshafter Hexengarten, nicht gruselig, sondern von natürlicher Schönheit, bevölkert von einer Herde Gänse, der jungen Gänsemagd und natürlich der Hexe, die zugegebenermaßen nichts Idyllisches ausstrahlt, sondern Härte und Gemeinheit.

Doch es gibt eine Sehnsucht: die Gänsemagd will Menschen sehen, sie sehnt sich nach Gemeinschaft, die sie im Walde nicht hat, der sie und die ausgestoßene Hexe abschirmt von der bösen Welt, der ablehnenden Gemeinschaft. Ein Bann bindet sie an diesen Ort, vielleicht der Bann der Furcht vor dem Aufbruch.

Ein Paradies ist es nicht, das sie bei der Hexe hat, eine klare Vorstellung, wo es hingehen soll, gibt es auch nicht.

Sehnsucht aus dem goldenen Käfig heraus, die verspürt der Königssohn, der sich auf den Weg macht: „Ihn will es kränken, ihm macht es Trauer, dass rings um sein Reich eine goldene

Mauer, fort! Hinaus! In der Morgenhelle, ohne Begleiter entflieht er dem schlafenden Königshaus.“

Freiheit statt Luxus, die sucht der zukünftige König.

Die beiden Freiheitssuchenden treffen aufeinander, finden sich, lieben sich und wollen gemeinsam aufbrechen, was der Bann der Gänsemagd aber verhindert. Der Freiheitsdrang vermag nicht alle Hindernisse zu überwinden. Hoffnung hat es schwer bei Angst vor dem Aufbruch.

Im Kontakt zur Gesellschaft der nahen Hellastadt wird deutlich, was dort verloren gegangen ist: die suchen nicht nach Freiheit, die suchen nach Stetigkeit, nach Ablenkung, nach Bräsigkeit. Die Inszenierung zeichnet diese Gesellschaft mit den Bildern der 50er Jahre: Verdrängung, Wurst und aufbrechender Wohlstand, Fernsehen und Feiern - aber bloß nicht Nachdenken. Eine Gesellschaft, die in ihrer Behäbigkeit eine große Gefahr birgt: für Störungen nämlich, wie den Königssohn, der sich hier unerkannt als Schweinehirte verdingt und den Einwohnern der Stadt von wahren Königswerten vorhält.

Der alte König nämlich ist gestorben, sie erwarten einen Neuen. Und haben Erwartungen, Forderungen gar, keine Hoffnung, keine Utopie. Sie wollen einen, der ihnen das Denken abnimmt und das Regieren, aber keinesfalls gegen ihren Willen. Nicht stören, was sie sich an Verdrängung, Feistheit und Idiotie aufgebaut haben. „Jeder hat einen Herd, keiner hat einen Thron.“ Ihre „gemästete Freiheit“ nimmt ihnen jede Perspektive auf so etwas wie Aufbruch, Hoffnung, Zukunft. Weiter so, ist alles, was sie nach vorne denken können.

Die Königskinder getrennt durch den Bann des Stillstands, die Gesellschaft gebannt durch ihre gemästete Freiheit des Wohlstands. Wo ist die Zukunft, wo wohnt die Hoffnung? Wie werden sich diese Haltungen zusammenfinden?

Die Oper Königskinder ist zuerst eine Erzählung über den Verlust: von menschlichen Werten, von einem moralisch lauterem Umgang miteinander, auch von Gemeinschaft. Denn das, was die Bürger von Hellastadt da vorleben, das ist keine Gemeinschaft, das ist ein versammelter Haufen von Individuen, die das Kollektiv brauchen, um nicht selbst handeln zu müssen, es aber durch ihren Egoismus sogleich gefährden.

In allem bunten Treiben, zwischen Fernsehgeräten und Mettigeln, Fönfrisuren und neuen Besen, Alkohol und Anzüglichkeiten entsteht nichts, was an Hoffnung, an Zuversicht über das hinausgeht, was wir im letzten Bild, der zerstörten Hexenhütte, der Müllhalde im Schnee, die toten Königskinder sehen. Diese girlandenhaft maskierte Gesellschaft ist schon zum Tode.

Da hinein tritt die Gänsemagd. Das Königskind, das kein Bewusstsein über ihre Herkunft hatte, sich deshalb an die Hexe hielt. Dann aber erkennt, dass sie wahrlich von königswertem

Geschlecht stammt, da ihre Eltern durch ihr Handeln ihre inneren Werte gezeigt haben, die von wahrer Größe zeugten. Das ist der Moment, in dem der Bann fällt: Ich bin nicht Nichts. Ich bin königswert. So flieht die Magd der Hexe und kommt nach Hellstadt. Sie und der Königssohn werden aber nicht als Königskinder erkannt. Sie werden aus der Stadt gejagt, sie sind die Zeichen der Hoffnung und die, die als wirkliche Persönlichkeiten, individuell gezeichnet, hin und hergerissen von ihren Maximen und auf der Suche, zweifelnd und fragend, ringend und hoffend. Sie sind das Zeichen der Hoffnung: ein König, der weder zum eigenen Vorteil regiert noch nach der Pfeife der Leute tanzt, sondern „alle zu Königen“ erheben will. Eine Bettlerin, ausgestoßen von der Welt, die zu wahrer Liebe und Freiheit aufbricht.

Doch dieses Zukunftslicht der Hoffnung wird von der Bräsigkeit der Hellstädter brutal erstickt. Hoffnung? Nein. Hoffnung ist zu unruhig, die stört. Hoffnung wird vertrieben, in den Wald hinein, den Wald des Winters, in den Wald des Todes und des Vergessens. Hoffnung hat es schwer.

Eine Gesellschaft, die sich auf sich konzentriert, nicht stören lässt und jeden noch so kleinen Hoffnungsschimmer bereit ist zu ersticken, wenn sie sich dazu ändern müsste. Jesus wäre hier ebensowenig durchgedrungen wie in dem Kräftefeld seiner Zeit.

Kein Platz für Hoffnung, kein Platz für die Königskinder. Kein Platz für Gotteskinder. Doch es gibt Zeichen, es gibt Hoffnungsträger: das sind allen voran die Kinder, die tragen die Frage der Hoffnung: „Wie werden wir uns wiederfinden?“ voran. Die halten fest an ihrer Suche nach der Hoffnung, die sehen und erkennen, wen sie vor sich haben. Einzig das Töchterchen des Wirts erkennt die wahre Identität der Königskinder in der Stadt, sie wird nicht gehört. Im Winter der Perspektivlosigkeit sind es die Kinder, die sich auf die Suche nach den Königskindern machen. Sie wollen nicht aufgeben, die Hoffnung nicht, sie das Suchen nicht. Die Alten vertreiben die Zukunft, die Jungen suchen sie. Dieser Generationenkonflikt spielt hinein in die Spannung der Königskinder. Alt und Jung, saturiert und suchend – wie werden wir uns wiederfinden? Die Kinder sind es, die nicht aufgeben, weil sie auf dem Weg in die Zukunft sind, und dazu Hoffnung haben. „Wer das Reich Gottes nicht begreift wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ Kinder sind Hoffnungsträger, die Königskinder, die Menschenkinder, die Gotteskinder. Deshalb hören sie nicht auf. Sie finden die toten Königskinder. Und sie haben einen Verbündeten: der Spielmann führt durch das Stück, er eröffnet es durch das Entzünden der Kerzen, er gibt dem Dirigenten das Startsignal, er hält die Handlung am laufen, er erkennt die Gänsemagd als Königskind und er erkennt die

Königskinder in der Stadt: und wird verjagt. Der Spielmann ist zuständig für die Leichtigkeit und das Absurde: Hei, Hei Tanderei...

Zuletzt legt er die Fidel nieder, den toten Königskindern an die Seite: er wird das Lied nicht mehr singen. Aber die Kinder sollen es weitertragen, weitersingen. Es geht weiter. „Der Tod kann nicht kommen. Ich liebe dich.“ So erklingen die letzten Worte der Königskinder und stehen in schwerem Widerspruch zum düsteren hoffnungslosen Bühnenbild. Die Kerzen entzünden sich im Moment des Todes, die Kinder ziehen los. Es geht weiter.

Anders als in den Königskindern geht es nicht im Kreislauf weiter, quasi wieder von vorne, wenn wir es mit der Hoffnung ernstnehmen. Hoffnung hält am Leben, Hoffnung führt nach vorne. Königskinder werden von der Welt nicht erkannt. Wie ist das mit den Gotteskindern? Wo lassen wir, als Bürger der Hellstadt in unserer wohligen Saturiertheit dieser Störung Raum, die uns in der Botschaft Jesu immer wieder begegnet? Sind wir auch schon so unbeweglich geworden? Sind wir unfähig, die Zeichen der Hoffnung zu sehen, die vor uns liegen, weil wir so fokussiert sind auf das Ungestörtsein? Vermeiden wir Zukunft weil wir den Aufbruch fürchten?

Der Spielmann sagt es weiter, die Kinder zeigen es an: Augen auf, Hoffnung an, dann geht es in die Zukunft. Wohin es führt, wenn Menschen nicht bereit sind, sich auf neue Wege zu wagen, führt uns die Oper vor Augen. Wohin der Weg führt, wenn wir uns einlassen auf Hoffnung und Zukunft, auf Verheißung und Vertrauen, das zeigt uns die Bibel. Welche Gesellschaft wollen wir? Welche Kirche wollen wir: eine der „gemästeten Freiheit“ oder eine, die „wahrhaft königswert in Lieben und Leiden ist“?

„Wiederfinden“ das klappt nur, wenn wir uns auf die Suche machen, bereit sind, in Frage zu stellen, was vor uns ist. Suchen werden wir nur, wenn wir Hoffnung haben. Und Hoffnung haben wir doch, wir leben schließlich von dem, der Anfang und Ende, Zukunft und Quelle ist. Hoffnung kann verglimmen, wenn sie totgeschwiegen wird durch Stillstand und Bewahrung. Wer sich nicht stören lässt, riskiert die Zukunft. Wer sich stören lässt – wie die Königskinder –, riskiert die Gemütlichkeit, hebt zwar nicht gleich die Welt aus den Angeln, aber zündet den Funken, den Hoffnungsfunken der Zukunft.

Das ist unsere Aufgabe als Gotteskinder, an diese absurde Hoffnung zu gemahnen - gegen Widerstand, Stillstand, Angst.

Amen

Und der Friede Gottes, der höher ist als alles, was wir denken können, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus zum ewigen Leben. Amen